



Da treibt wer im Wasser!

Er ist Liebling vieler Ost-Berliner. Aber der Weiße See in Pankow hat sich verändert. Er ist der nächste Reiz-Ort in der Stadt. Und immer wieder ertrinken hier Menschen. Warum eigentlich?

Von Niklas Liebetrau, Berliner Zeitung am Wochenende, 19.08.2023

Als erstes geht's immer in den Sani-Raum. Hemd aus, Hose runter, Badehose an. Das T-Shirt in Baywatch-Rot über den nicht mehr ganz so flachen Bauch, Ray Ban in den Kragen, Trillerpfeife um den Hals. Dann in Flipflops zu Steffi's Café, „juten Tach!“, aber Steffi kann gerade nicht. Vor der Theke kreischen die Kinder. Wir wollen Eis! Kaktus, Bum Bum, Milk Flip. Also über den warmen Sand, vorbei an sonnencremeverschmierten Rücken, nach vorne zur Kante. Dirk Heckert, leitender Rettungsschwimmer am Weißen See, stemmt die Fäuste in die Hüften. Sein Revier. Mittwoch, 13 Uhr, 29 Grad im Schatten, 23 Grad im Wasser, beste Bedingungen, aber nicht viel los. Schichtbeginn.

Er kneift die Augen zusammen, blickt über das glitzernde Nass. Gute fünfzig Meter entfernt schwimmen zwei, drei, vier Einzelköpfe ihre Bahnen. Auf die kommt es an, auf die Einzelköpfe. Die Gruppen melden sich schon, wenn einer untergeht. Aber die Einzelköpfe, bei denen muss man wissen, wie viele gerade im Wasser sind. 90 Prozent der Badetoten sterben still, weiß Heckert, da gibt's keinen einzigen Schrei, kein Planschen. Stimmritzenkrampf und das war's, die Lunge blockiert, der Mensch sinkt ab. Wie ein Stein. Ist noch gar nicht so lange her, da trieb wieder einer am Ufer. Ein Mann, 89 Jahre alt.

Der vierte Badetote in diesem Jahr.

In keinem anderen See in Berlin ertrinken so viele Menschen wie im Weißen See in Pankow. 14 waren es seit 2004. Im Schlachtensee, Platz zwei, waren es im gleichen Zeitraum acht. Das macht die Arbeit der Rettungsschwimmer zum Nervenkitzel. 60 Tage kann es ruhig bleiben, gibt es nicht mehr zu tun, als die Kinder zu ermahnen, nicht an der Boje zu spielen, oder den Eltern zu sagen, sie



sollen bitte gut aufpassen. Schwimmwesten anlegen, Seepferdchen kontrollieren, man ist schon ganz eingelullt.

Und dann passiert's. Dann fehlt plötzlich ein Einzelkopf, dann muss es schnell gehen. Ein Rettungsschwimmer ins Wasser, der zweite bläst in die Trillerpfeife, alarmiert das Personal hinten beim Café, springt hinterher. Die Kollegen rufen den Notruf, lassen das Bad räumen. Sie haben das oft geübt, haben aufgestockt. Letztes Jahr zwei neue Rettungsschwimmer, dieses Jahr noch mal vier. Insgesamt sind sie im Team von Heckert jetzt zu zwölf. Bei jedem Bewerbungsgespräch erklärt er: Hier vergeht kein Sommer ohne Badetoten. Nichts für schwache Nerven.

Der Weiße See, entstanden in der letzten Eiszeit vor 10.000 Jahren, 350 Meter lang, 305 Meter breit, hat so seine Tücken. Mit zehn Hektar ist er nicht besonders groß, das unterschätzen die Leute, sagt Heckert. Und der See ist tief. Fast zehn Meter. So war es jedenfalls mal. Inzwischen verliert der See viel Wasser. Der Klimawandel, die Verdunstung. Dirk Heckert glaubt, es liege auch an den Schwimgästen, die das Wasser mit ihren Badehosen und Bikinis aus dem See tragen würden. Es gebe da Erhebungen.

Jedes Jahr pumpt der Bezirk bis zu 50.000 Kubikmeter Grundwasser in den See, um die Vertrocknung aufzuhalten. Ein hoffnungsloses Unterfangen. Langfristig werde man sich auf „Verlandungserscheinungen“ einrichten müssen, heißt es aus dem Bezirksamt. Keine guten Aussichten für den Weißen See.

Dirk Heckert, 42, klein, leichte Halbglatze, nicht der typische Rettungsschwimmer, aber mit einem tiefverankerten Helfer-Gen, kennt den See, seit er ein kleiner Junge ist. In Bernau geboren, in Pankow aufgewachsen, gleich um die Ecke vom See. Angeln, baden, Würzfleisch essen im Milchhäuschen drüben; mit der Mutter im Bötchen übers Wasser, oder mit den Jungs beim Herrentag. Früher war es ruhiger hier, sagt er. Die Wiesenflächen hatten noch Rasen. Baden außerhalb des Strandbads war auch da schon verboten. Aber irgendwie ist weniger passiert.

Heute ist der See an warmen Tagen wie ein Magnet, der halb Berlin anzieht. Im Grunde ist es der einzige Badesee in ganz Nordberlin und auch noch mitten in der Stadt. Strandgefühl mit eigener Tram-Haltestelle, abtauchen, 15 Minuten hinterm Alex, kraulen im Häusermeer. Und dann ist eben zu wenig Platz im Strandbad, wo der Eintritt 7,50 Euro kostet. Kann sich auch nicht jeder leisten.



Dann sind die Wege am See eine einzige Meile, die Menschen liegen wie die Sardinen auf den Wiesen, dann hält sich keiner mehr ans Badeverbot. Es wird reingesprungen, wahrscheinlich noch mit ein paar Promille im Turm. Und dann passiert's.

Natürlich bewegt das die Menschen hier, dass ständig wer ertrinkt. Vor allem auch den Chef, Alexander Schüller, vor vielen Jahren hier angefangen als Barkeeper, seit 2017 Pächter des Strandbads. Acht der 14 Ertrinkenden hat er live miterlebt, sagt er. Wobei nur zwei der 14 im Strandbad ertrunken seien. Der Rest da, wo das Badeverbot gilt.

Im Februar war es Schüller, der Yolanda F., die 29-jährige Frau aus Südafrika, und ihren 20 Monate alten Sohn Amani aus dem Wasser zog. Er war gerade aus der Tür getreten, da kam eine Frau auf ihn zugerannt: Da schwimmt wer im Wasser! Er machte noch einen Scherz, „solange er noch schwimmt, ist alles ok“, aber es war nicht der Moment zum Scherzen. Als er die Frau im See treiben sah, zog er Schuhe und Hose aus, sprang ins eiskalte Wasser, zog die Frau raus. Das Gesicht blau angelaufen, kleine Bläschen überall, wird er nie vergessen. Dann bemerkte er den Strick um ihren Bauch, er zog und hatte plötzlich den Jungen vor sich. Wahrscheinlich war er auf dem Eis eingebrochen und sie hatte versucht, ihn mit einem Seil zu retten, glaubt Schüller. „Das hat grundlegend was in mir verändert“, sagt er. Länger kann er nicht drüber sprechen.

Dirk Heckert kann besser mit diesen Unglücken umgehen. Er hat mit 13 den Rettungsschwimmer gemacht, wegen Nicole, seiner Flamme damals, die war im Schwimmverein. Nach einem halben Jahr hörte sie auf, er aber blieb, wurde Trainer, baute den Wettkampfbereich aus, machte parallel eine Ausbildung zum Krankenpfleger. Heute ist er in der ambulanten Pflege, Palliativ, Onkologie, begleitet Menschen in den Tod, regelmäßig. Er hat gelernt, nicht mit jedem mitzusterben. Zwei- bis dreimal die Woche macht er eine Schicht im Strandbad. Weil der See ihm am Herzen liegt.

Draußen auf dem Wasser ist immer noch wenig los. Erstaunlich ruhig für einen Mittwoch in den Ferien. Eine ältere Dame ist lange geschwommen, jetzt steigt sie hinten am anderen Ende die alten Steintreppen rauf und setzt sich zu einer Gruppe direkt am Wasser. Die Frauen haben die Träger ihrer Bikinis von den Schultern gestreift, die Männer halten ihre Bäuche in die Sonne, Sonnenbrille auf, Tattoos auf der Brust. Sie sind häufig hier. Eine Frau mit silbernen und pinken Strähnen erzählt von früher. Sie heißt Britta Pflanze, sie sei eine vornehme Pflanze, sagt sie.



Früher, das war 1966, da war sie vier, da hat sie hier im Strandbad Schwimmen gelernt. „Bei Paule Wolf“, sagt sie, als wüsste jeder, wer das ist. Paule Wolf, Bademeister und Schwimmlehrer, damals eine Institution, kennen heute nur noch die Alten. Seine Frau saß vorne, immer schick zurechtgemacht, und hat Eintritt kassiert. Und er hat den Kindern das Schwimmen beigebracht, mit Korken und einem Stab, an dem sie wie an einer Angel hingen.

Das Strandbad war damals noch aus Holz, sagt Britta Pflantze. Es gab einen Springturm, mit Einer, Zweier, Dreier. Den gibt's heute nicht mehr. Es hat trotzdem noch seinen Charme. Nur der Park um den See, der leide unter der Fülle von Menschen.

Es regt sie auf, Frau Pflantze, dass immer schlecht über den See gesprochen wird, wenn wieder jemand absäuft. „Der See hat doch keine Schuld daran“, sagt sie. Es sind die Leute! Ganz bestimmte Leute. Die, die trinken und Drogen nehmen und dann leichtsinnig ins Wasser springen und rüber schwimmen zur Fontäne und Halligalli machen, obwohl es nicht erlaubt sei. Die Fontäne funktioniert ja auch schon lange nicht mehr.

Sie erzählt von den Schwänen. Vergangenes Jahr im Frühling hatten Unbekannte die Eier in den Nestern durch Pflastersteine ersetzt. Nur ein neuer Schwan ist geschlüpft. Das Bezirksamt musste einen Zaun um die Nester errichten. Frau Pflantze schüttelt den Kopf. „Wo leben wir eigentlich?“

Es ist eines dieser Themen, über die viel gesprochen wird: die Schwäne. Und über das Niedrigwasser, die Ertrunkenen, die Säufer, den Verfall des Parks. Der Weiße See ist einer dieser Orte in Berlin, wo sich die Gereiztheit der Stadt offenbart. Wo Politik und Verwaltung nicht mehr hinterherkommen mit der Problembewältigung. Seit Jahren fehlt dem Pankower Ordnungsamt Personal. Nur 44 Dienstkräfte stehen 268 zu kontrollierenden Grünflächen und 223 zu überwachenden Spielplätzen gegenüber. Im größten Bezirk der Stadt kann damit kaum ein Ort regelmäßig kontrolliert werden. So bleiben der See, sein Park und die Menschen hier sich selbst überlassen.

Ein paar Schritte aus der Tür des Strandbads trifft man auf eine ältere Dame mit extravaganter, bunter Frisur. Sie hat ein Geschäft in der Nähe, schon in dritter Generation, sie will nicht, dass in der Zeitung steht, wer sie ist. Aber sie hat einiges zu sagen.



Der Wandel am See sei nur Resultat des Wandels des ganzen Ortes, sagt sie. „Weißensee, das war früher ein reiner Arbeiterbezirk.“ Heute gehe die Schere ganz weit auf. Eine Dreieinhalb-Zimmer-Dachgeschosswohnung, die derzeit zum Verkauf steht, mit Blick auf den See, gibt es für 1,2 Millionen Euro. Andererseits ist Pankow der Bezirk mit den meisten Flüchtlingsunterkünften. „Die Berliner Alle war mal eine Prachtstraße, da gab es allein drei Fleischer“, sagt die Frau. Heute gebe es nur noch einen und der mache bald zu. Dafür gebe es an jeder Ecke einen Barber-Shop. „Wenn das Wetter gut ist, ist es hier wie bei der Loveparade“, sagt sie. Das Bade- oder Grillverbot werde in keiner Weise durchgesetzt.

Das Bezirksamt hat sich in der Vergangenheit schon einige Gedanken gemacht, für Ordnung am See zu sorgen. In einem Sommer wurde er eingezäunt, dann richtete die Polizei eine mobile Wache am Ufer ein. Es wurden grüne Schilder aufgehängt, die mit Symbolen auflisteten, was verboten ist: Grillen, Baden, laute Musik, auch das Shisharauchen war dabei. Anwohner beschwerten sich: Das Grün der Plakate gehe vor lauter Bäumen doch unter. Also ließ der Bezirk neue Schilder aufhängen. Diesmal in Pink. Das Shisharauchen stand nicht mehr darauf. Das sei diskriminierend. Stattdessen schafften es E-Scooter auf das Verbotsschild. Nach kurzer Zeit schwammen die meisten Plakate im Wasser.

Vergangenen Sommer dann wollte die Ordnungs-Stadträtin Manuela Anders-Granitzki von der CDU ein Zeichen setzen. Mitten im Hochsommer machte sie einen Rundgang um den See, mit 15 Beamten der Polizei und des Ordnungsamtes. Ziel waren die unerwünschten Wildbader, die man mit einem Bußgeld belegen wollte. Doch an dem Tag gewitterte es. Niemand war da.

Noch in diesem Jahr soll nun eine größere Sanierung des Parks erfolgen. Rund 5,2 Millionen Euro gibt es dank Fördergeld aus einem Klimaschutz-Programm des Bundes und Ausschüttungen aus dem Vermögen des DDR-Partei-Apparats. Ab September soll erst das Nordufer mit dem Klimageld, dann das Südufer mit den ehemaligen SED-Mitteln von seinen Schäden genesen. Geplant sind offenbar auch Sträucher an den illegalen Badestellen. Mit spitzen Dornen.

An der Aussichtsplattform neben dem Milchhäuschen kommen ein Mann und eine Frau ins Gespräch. „Da liegt ein E-Scooter“, sagt die Frau und deutet hinunter ins trübe Wasser. „Die Batterie entwickelt doch Säure.“ „Man müsste dem Ordnungsamt Bescheid geben“, sagt der Mann. „Die kommen eh nicht“, sagt die Frau. „Aber reingehen kann man ja auch nicht, da kriegst du



gleich eine Strafe“, erwidert wieder der Mann. „Man bräuchte ein Seil, am besten mit Haken.“ „Früher war ich hier oft schwimmen“, sagt die Frau. „Aber heute gibt’s hier dieses Rumgelunger und dann das Niedrigwasser, die Natur leidet.“

Der Mann verabschiedet sich. Die Frau schaut auf den See, wo sich das Rot der untergehenden Sonne spiegelt und breite Algenteppiche schaukeln. „Es war mal schön hier“, sagt sie. „Aber das ist es nicht mehr. Ist ja auch okay.“ Sie nimmt ihr Fahrrad und fährt davon.

Vor allem die Alten am See, die, die ihn noch aus DDR-Zeiten kennen, schauen mit Sorge auf seine Entwicklung. Und vielleicht nicht nur hier, sondern generell: auf den Bezirk, die Stadt, das Land. Sie sind erfasst von einer Frustration, von Misstrauen gegenüber Politik und Medien, den jungen Leuten, die sie nicht mehr verstehen. Sie wenden sich ab ins Private. Andere wiederum freuen sich, überhaupt einen See um die Ecke zu haben. Wer hat das schon?

Gleich hinter der Aussichtsplattform, rechts von der Plansche, liegt, versteckt hinter Bäumen, die Freilichtbühne. In ein paar Minuten wird hier ein queerer Militärfilm gezeigt. Mittwochs ist immer Arthouse. Die Bühne wird betrieben von einem Verein. Drei der Mitglieder sind da und stellen Liegestühle vor der Leinwand auf. Rob, Inga und Nora.

Rob kommt aus Kanada, arbeitet als Übersetzer, lebt eigentlich auf dem Land in Brandenburg. „Als ich hier vor vielen Jahren herkommen bin, da wurde noch ‚BFC-Dynamo‘ geschrien“, sagt er. „Heute hört man hier Panjaby.“ Das Multikulti am See findet er gut. Auch, dass so viele Leute da seien, man könne flanieren, Menschen gucken, das sei doch interessant. Und wenn es draußen mal zu laut werde und sich die Filmgäste gestört fühlten, geht man eben raus und bittet, die Musik leiser zu machen. Es gebe selten Probleme. Und auch die BSR käme regelmäßig, um den Park aufzuräumen. „Ist doch alles okay.“

Im Strandbad geht für Dirk Heckert, den Rettungsschwimmer, derweil ein ruhiger Tag zu Ende. Nichts Größeres passiert heute. Jetzt geht’s Kaffee trinken, bald ist Urlaub, er fährt mit seinen Jungs zum Ballermann und dann nach Dänemark mit Steffi von Steffi’s Café, seiner Freundin. Am Wasser sitzen noch ein paar Ältere und genießen ihr Bierchen. Es ist friedlich, Radau gibt’s heute keinen, trotz bestem Wetter. Unterdessen steht auf der Aussichtsplattform gegenüber ein Mann mit der grünen Weste der E-Scooter-Firma. In der Hand hält er einen Haken an einem Seil. Mit Mühe



REPORTER:INNEN
forum

zieht er das schwere, tropfende Gerät aus dem Wasser. Zumindest an diesem Abend hat hier am Weißen See alles seine Ordnung.